

Josef Roith

Ganterbaum

Das mutige
Leben des
»Loffer Sepp«

Herausgegeben von
Josef Bader



Buchendorfer Verlag

Geld für mich. Als ich dann heimkam, hat der Bauer schon gelauert und empfing mich mit ein paar kräftigen Maulschellen, und zusätzlich wurde ich tüchtig an den Ohren gebeutelt, weil ich nicht zur Stallarbeit und danach nicht zum Abendessen heimgekommen war.

Am Sonntagnachmittag sind wir Buben auch manchmal barfuß über den Almsteig auf die Wankalm gelaufen – eine gute Wegstunde. Dort haben wir uns unter das weidende Jungvieh und die Pferde gemischt. Es waren da manchmal 20 bis 30 Stück Hirschwild am hellichten Tag mitten unter dem Vieh beim Äsen. An der Seite eines Stückes Jungvieh oder eines Pferdes konnte man bis auf etliche Meter an das Wild herankommen.

Nun zu einem speziellen Ohlstädter Brauch, der damals üblich war, das Maisäen. Zwischen Ober- und Unterdörflern gab es immer Reibereien. So durfte kein Bursch vom Ober- ins Unterdorf kommen zum Kammerfensterln bei einem Mädchen oder umgekehrt. Da setzte es dann Prügel. Sollte es gar ein heimliches Techtelmechtel geben zwischen einem verheirateten Mann und einem Mädchen, dann wurde denjenigen von Samstag auf Sonntagnacht ein sogenannter Mai gesät. Das heißt, vom Haus der betroffenen Burschen oder Ehemänner bis zum Haus der heimlich Angebeteten unter deren Kammerfensterl wurde eine Spur gezogen. Einmal wurde auch dem Pfarrer in Ohlstadt der Mai gesät. Er wurde dann später strafversetzt. Dieser Maiweg bestand aus Sägemehl oder ähnlichem Material. Wenn dann am Sonntag die Leute zur Kirche gingen und diesen Mai sahen, gab es genug, die sich darüber freuten, weil die Beteiligten ins Gerede kamen.

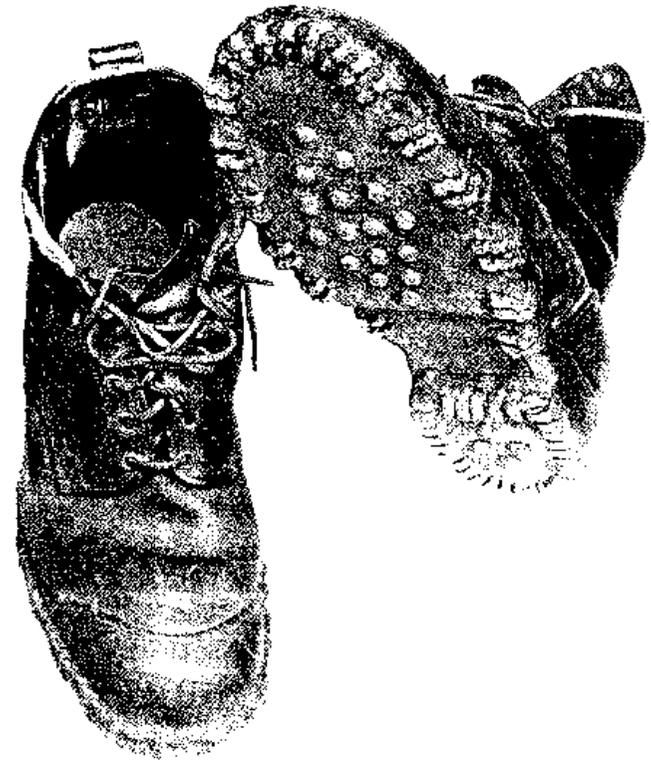
Nun Schluß mit diesem Abschnitt. Es ist damals bei den Bauern üblich gewesen, daß die Dienstboten im Herbst oder Winter gefragt wurden, ob sie an Lichtmeß wieder bleiben wollen. Also ich wollte mal wieder was Neues erleben, und mein Vater verdingte mich ins Nachbardorf nach Eschenlohe.

Am Lichtmeßtag 1912, am Blasiustag, dem dritten Februar, war in Hagen eine kleine Kirchweih, also das sogenannte Pa-

...kam. Da kam ich nur ein paar Tage wieder nach Hause, da hatte mir meine Stiefmutter keinen Schweinebraten, sondern extra einen Rinderbraten gemacht. Zu ihrer Ehrenrettung muß ich sagen, kochen konnte sie gut, aber mit uns Kindern war sie ein Luder. Vielleicht kam das daher, weil ihre erste Ehe kinderlos war. Sie hatte aber einen ledigen Sohn, der in Augsburg verheiratet war und später einmal in meinen Erinnerungen auftauchen wird.

ESCHENLOHE

Nach dem Schlenkertag* und dem Rasttag war also am 4. Februar 1912 mein Einstehtag beim neuen Bauern. Dieser Ein-



Die Nagelschuhe des Deutschen Alpenkorps während der 1. Weltkriegs

standstag galt für alle Dienstboten, ob männlich oder weiblich. Nach den zwei Ruhetagen zu Hause ging der Ernst des Lebens wieder los – jetzt aber in Eschenlohe in der »Mühle«. Dies war ein Bauernhaus mit Gastwirtschaft gleich neben dem Sägewerk Huber. Mein Bauer war der Bruder von den damaligen Sägewerksbesitzern Johann und Sebastian. Diese Brüder Huber waren bekannt dafür, daß sie von ihren Dienstboten und Arbeitern viel verlangten. Mein Bauer Georg Huber war der älteste der drei Brüder und hatte so das eiterliche Anwesen mit Wirtschaft übernommen, während seine jüngeren Brüder die Säge und jeder eine Landwirtschaft betrieben. Für die anfallende schwere Fuhrwerksarbeit wie Langholz fahren, das man manchmal bis nach Linderhof oder Ammergau (es war dies eine Tagestour) fahren musste, hatten sie jeder ein paar ganz schwere Pferde, belgische Hengste, im Stall. Auch der Bauer fuhr manchmal im Taglohn oder im Akkord für seine beiden Brüder.

Dies sei nur erwähnt, um zu verdeutlichen, daß in Eschenlohe wahrlich ein ganz anderer Wind herrschte als in Ohlstadt. In Eschenlohe bekam ich zwei Mark fünfzig in der Woche, in Ohlstadt waren es im zweiten Jahr nur zwei Mark gewesen. In Ohlstadt hatte ich etwas Wäsche und Socken und ein Paar Schuhe erhalten, hier bekam ich zusätzlich ein paar Hemden, und gewaschen wurde für mich auch ab und zu.

Die Arbeit war aber auch viel mehr, und ich mußte schon um vier Uhr aufstehen. Die Behandlung war gut und das Essen auch. Es gab immer eine Brotzeit, auch wenn wir Mannsbilder erst zum Mittagessen heimkamen. Zu jeder Brotzeit bekam ich meine Halbe Bier, auch die Stalldirn* und der Knecht eine Maß vor- und nachmittags, dazu gab es Brot, Butter, Eier, Wurst oder Käse, was gerade da war. Zu Mittag gab es die Woche über Suppe und Mehlspeisen mit Tunke. Sonntags gab es immer nach der Suppe ein gutes Ochsenfleisch mit Kartoffelsalat. Morgens und abends bekam jeder eine kleine Schüssel Kaffee mit den übriggebliebenen Nudeln oder Brot zum Einbrocken. Hier gab es auch keine Gemeinschaftsschüssel, sondern jeder hatte seine eigene Schüssel.

Einmal hat die »Roana Nanni« (Staltmaier Anna), das



»Roana Nanni«, (Staltmaier, Anna) rechts

Dienstmädels, mit mir zu Lichtmeß eingestanden, gesagt, es sind keine Nudeln mehr da. Da hat der Bauer aber in der Speis* nachgeschaut, und es waren doch noch welche da. Er hat dem Madl vielleicht einen Krach gemacht! Daß er ihr nicht ein paar runtergehauen hat, war alles. Sie hat sich das nie wieder erlaubt in den fast drei Jahren, die wir zusammen in Eschenlohe waren. Sie hatte es für die Dirn und sich gut gemeint, aber der Bauer sagte, daß die Mannsbilder die schwere Arbeit machen müssen, und dann sollen sie auch die restlichen Nudeln haben.

Gute Mehlspeisen hat die Bäuerin gemacht. Mit Eiern und gutem Butterschmalz wurde da nicht gespart. Der Hof hatte acht Kühe und 30 Hühner und das nötige Jungvieh, zwei Pferde und zwei bis sechs Ochsen. Schweine gab es beim neuen Dienstherrn auch keine. Die Milch, Butter und Eier wurden nicht verkauft, sondern im eigenen Haushalt verbraucht. Wenn die Bäuerin heimlich was verkaufte, durfte der Bauer das nicht wissen. In der Speis standen da zwei irdene Hafens*, von denen jeder einen Zentner gutes Schmalz faßte. Da war einer in Gebrauch, und der andere wurde wieder aufgefüllt. Die Milch wurde durch die Zentrifuge getrieben und die Magermilch, die dabei anfiel, bekamen die Kälber im Stall als Trank.

Nun zur Arbeit, die auf mich wartete: Der Bauer war 40, die Bäuerin 28 Jahre alt, und sie hatten zwei Kinder. Der Knecht mußte im Oktober 1912 zum Militär, außerdem gab es da noch eine Stallmagd, 24 Jahre, eine Kellnerin und das Dienstmädchen Nanni sowie mich. Die Kinder durften zur damaligen Zeit nicht mit den Erwachsenen am Tisch essen, sondern saßen gesondert. Wenn es nicht pressierte, wurde im Frühjahr und im Herbst um vier Uhr aufgestanden, im Sommer zur Heuarbeit sogar um drei Uhr nachts. Im Winter zum Langholzfahren mußte ich schon um zwei Uhr raus. Zu meinen Aufgaben dort gehörte auch die Pferde zu misten und die Ochsen zu putzen. Die Pferde putzte der Knecht. Auch die Kühe mußte ich misten. Sie wurden von der Dirn gemolken und gefüttert. Beim Ausmisten bin ich fast vom Misthaufen gefallen, weil ein so scharfer Wind wehte. Ich bin in den Stall

zurückgelaufen und habe den anderen kundgetan, was draußen für ein Sturm herrschte. Die lachten nur und haben gesagt: »Mei, Bua, da weht halt ein anderer Wind als in Ohlstadt!«

Ohlstadt liegt so schön angeschmiegt an den Bergen, dagegen liegt Eschenlohe am Ausgang des engen Loischtales, da bläst halt der Wind ganz anders durch. In Eschenlohe sagte man auch, wenn der Wind nicht geht, dann taugt das Wetter nichts.

Zum Fuhrwerken gab es bei uns immer was, entweder im eigenen Feld oder Wald oder auch fürs Sägewerk entweder Langholz fahren oder fertige Ware zur Verladung zum Bahnhof im Tagelohn. Für das Lohnfuhrwerk kamen nur die Pferde in Frage, diese Fuhren machte meistens der Bauer selber. Für unser eigenes Fuhrwerk waren immer genug Ochsen vorhanden, ein Paar sechs-, siebenjährige und so zwei Paar selbstgezüchtete jüngere. Da gab es wieder Arbeit, diese jüngeren zum Ziehen – damals noch im ganzen Joch oder im Stirnbandl – abzurichten.

Früher wurden die Ochsen im ganzen Joch eingespannt. Was man darunter versteht, will ich nun schildern: Erstmal mußten gleichstarke oder gleichgroße Ochsen dazu ausgesucht werden. Auch junge wurden schon im ganzen Joch abgerichtet. Es wurden immer zwei in ein Joch gespannt. Meines Erachtens war das für die Viecher eine große Schinderei, hauptsächlich im Sommer, im Joch zu gehen. Aber die Zugleistung und Kraftentfaltung ist enorm, vor allem im Bergwald bei der Winterarbeit, wenn das Langholz vom Stock weg mit dem Gewirr der Äste ausgeschleift wurde und insbesondere für das Aufgantern* der Stämme für die Winterabfuhr, wenn es leicht bergab geht.

Die gleichstarken und gleichgroßen Ochsen werden zum Anlegen des ganzen Joches ins Freie gebracht. Dieses Joch ist meistens wegen seiner hohen Beanspruchung und wegen der Haltbarkeit aus Birkenholz gemacht und ist je nach der Größe der einzuspannenden Ochsen ein Meter fünfzig bis ein Meter einhundertzwanzig Meter lang. Das Joch hat in der Mitte eine dicke Mittelschleife, die mit Leder bezogen ist. An beiden Seiten der Mittelschleife sind Aussparungen, in die der lederne Hut paßt,

den die Ochsen auf Kopf und Nacken haben. Das Joch wird den beiden Ochsen auf den ledernen Hut gelegt und mit sechs bis acht Zentimeter langen, zwei Zentimeter breiten Schweinslederriemen um die Hörner und den Hut über die Stirn festgebunden. Dies muß sehr korrekt und kunstvoll geschehen, daß das Joch auch fest sitzt und die Tiere in der Leistung nicht behindert sind. Dann wird das nun fest miteinander verbundene Paar an das Gefährt, Wagen oder Schlitten, meist mit Birkenholzdeichsel versehen, geführt. Die Deichsel wird mit dem vorderen Ende durch die Schleife am Joch geschoben, ein dicker Eisennagel durch die Deichsel gesteckt, daß sie weder vor- noch rückwärts kann. So kann das angehängte Gefährt gezogen sowie auch gebremst werden. Man braucht kein weiteres Geschirr oder Leitseil für das Gespann. Der Führer geht vor dem Kopf des Handochsen und hat die etwa 75 Zentimeter vorstehende Deichsel in der Hand. Das gut abgerichtete Gespann geht immer dem Führer nach, während bei der anderen Einspannmethode der linke Ochse das Leittier ist. Ich habe dieses Thema so ausführlich behandelt, weil es nicht mehr viele Leute geben wird, die diese Fahrweise noch kennen.

Im Frühjahr ging es in den eigenen Wald zum Holzfällen, um Langholz und Scheitholz zum Verkauf oder um den Rest zu Brennholz zu verarbeiten. Entweder wurde gleich heimgefahren oder bis zum nächsten Herbst oder Winter aufgestapelt. Diese Arbeiten wurden durchgeführt ohne Rücksicht auf Regen oder Schnee. Das war für mich nicht so einfach, ich war damals erst 15 Jahre alt. Für diese Arbeiten hatte ich außer wohl guten Schuhen keinen Regenmantel. Wenn ich abends nach Hause kam, war ich oft entweder ganz durchnäßt oder im Winter total durchfrozen. Die körperliche Beanspruchung war zu damaligen Zeiten ungeheuer hoch, so daß ich abends manchmal auf allen Vieren ins Bett kroch. Die Sachen konnte man in der Gaststube am Kachelofen trocknen. Daheim unter Dach arbeiten wie in Ohlstadt gab es in Eschenlohe nicht viel, weil auch kaum Getreide angebaut wurde, höchstens Hafer, ein wenig Gerste und Kartoffeln. So brauchte ich auch keinen Weizen oder Roggen mit der Sichel schneiden wie in Ohlstadt.

Im Frühsommer brachte mir der Bauer das Mähen bei. Da ging's dann auch wieder bei Regen zum Streumähen ins Moos. Er war mir hier ein guter Lehrmeister wie auch bei vielen anderen Arbeiten. Er hat mir alles gründlich und mit viel Geduld beigebracht. Für die Heu- und Grummetarbeit war eine Mähmaschine sowie ein bespannbarer Heuwender und Rechen vorhanden. Der Bauer besaß 50 Tagwerk einmahdige Wiesen (Bergwiesen). Die waren sehr schwer zu mähen. Bei dieser Arbeit waren manchmal acht bis zehn Mäher, männliche und weibliche. Neben dem Bauern, dem Knecht, der Magd und einer ständigen Tagelöhnerin waren auch die Magd und ein paar Arbeiter vom Sägewerk leihweise eingesetzt, aber nur von früh bis mittag bei schönem Wetter. Das war sehr lustig. Aus großen Buchenästen wurde eine Art Schlitten gebaut und das Heu da draufgepackt. Da es überall bergab ging, konnte man die Heuhaufen auf den Ästen bis an den steilen Abhang ziehen und da hinuntersausen lassen. Drunten wurde das Heu auf ein Fuhrwerk geladen und von den Rössern in den Stadel gebracht. Der Stadel stand auf einer größeren Wiese mit ungefähr 20 Tagwerk. Durch das Grundstück ist früher eine Eisenbahn gegangen auf einem Damm. Nach der Bahnverlegung am Berg entlang wurde dieser alte Bahndamm aufgegeben, und das Material war ideal zum Auffüllen und Höherlegen des Loisachdammes, welcher das Grundstück auf zwei Seiten umschloß. Bei starkem Regen oder bei der Schneeschmelze stieg die Loisach stark an und trat an dem großen S-Bogen über die Ufer und überschwemmte die ganze Wiese von 25 Tagwerk – seit sie zweimahdig gemacht und regelmäßig gedüngt wurde, ein großer Schaden.

Beim Ackern auf diesem Grundstück habe ich mein erstes größeres Geweih gefunden. Später kamen noch andere hinzu, weil die Hirsche nachts vom nahen Bergwald über die Geleise auf die saftige Wiese kamen. Manchmal ließen sie so eine Geweihstange zurück. Das Gegenstück hat ein Eschenloher gefunden und mir das meine für fünf Mark abgekauft, weil es eine sehr schöne Stange, ein Zehner, war. Er hat mir das seine nicht verkauft – womit hätte ich es auch bezahlen können!

Auf dieser Wiese – Einöd genannt – ist ein Ereignis erwäh-

nenswert. Der Bauer mähte mit der Maschine den ersten Schnitt fürs Heu. Auf einmal flog eine Fasanenhenne auf und in den nahen Wald hinüber. Der Bauer hielt die Pferde an, und wir schauten nach, wo die Henne gesessen hatte. Da lagen in einem Nest auf einem halben Dutzend Eier, welche unbeschädigt waren, denn der Mähbalken war genau darüber hinweggegangen, die zwei abgeschnittenen Füße der Henne. Sie muß im Wald elend umgekommen sein.

Diesen Sommer 1912 war noch der »Schmiedjörgl Mentl« (Klement Mangold) unser Knecht. Er mußte im Oktober zur Infanterie nach Augsburg einrücken. Er war ein guter, freundlicher Knecht. So im Spätsommer kam der »Kraner Hans« (Johann Geiger) zu uns. Der war schon militärfrei, so 25 Jahre alt und nebenbei gesagt gar nicht so nett wie der »Mentl«, besonders zu mir nicht. Aber wer fragte da schon nach der Meinung eines fünfzehnjährigen Lausers.

Bei einem Hochwasser 1912 mußten unter anderem die Stämme aus dem Mühlbach in Sicherheit gebracht werden, weil diese sonst abgetrieben worden wären. Dies war ein schwieriges Unterfangen und hing viel von der Fahrkunst des Einzelnen ab.

Da kommt mir ein komisches Ereignis im Spätsommer 1912 in den Sinn. Der Bauer hatte in der Nähe von Schwaigen ein zehn Tagwerk großes Moosteil, das sogenannte »Mentl Moos«. Es wuchs da eine gute Streu, welche nur mit einer guten Schneide an der Sense zu mähen war. Der »Mentl«, der neue Knecht Hans und auch ich haben da gemäht und sind dann nach Hause gegangen über einen Graben zum Nachbar-Moos, das dem »Walserbauern« gehört und gut dreimal so groß wie unseres war. Also, dazwischen war ein Graben mit einer braunen Moosbrühe. Man brauchte nur die kleine Böschung bis zu der unappetitlichen Brühe hinunter gehen und hätte da die eineinhalb Meter leicht drüberspringen können. An der oberen Kante war der Graben fast fünf Meter breit. Aber die beiden Knechte ritt der Teufel. »Da spring ma nüber!« hieß es. Wenn man nicht hinüberkam, war es nicht so schlimm, denn an der gegenüberliegenden Böschung konnte

man gut landen. Der »Mentl« wollte es wissen. Er nahm einen Mordsanlauf, aber ausgerechnet vor dem Graben stolperte er über einen verwachsenen Ameisenhaufen. Mit vorgestreckten Händen stürzte er in die Soße, sogar der Kopf steckte drin.

Beim Schreiben dieser Zeilen muß ich heute noch lachen. Der Knecht und ich sind nur dagestanden und haben gelacht und gelacht. Er hatte die größte Mühe, den Kopf zum Atmen aus der braunen Brühe herauszubringen, aber wir konnten ihm vor lauter Lachen nicht helfen. Erst hat er geschimpft, ob wir ihn wohl ersaufen lassen wollten, aber dann hat er selber eingesehen, daß sein Mißgeschick zum Lachen war. Er ist dann leider schon 1914 gefallen.

Neben all der Arbeit ist noch zu erwähnen, die Knecht- und die Dirnkammern lagen im ersten Stock des Hauses gegen den zum Haus gehörenden Anger. Es war da auch ein Obstgarten, dann ein sogenannter Sommerkeller mit Kegelbahn und Sallettl* für die Schützen. Im Keller war das Bier aufbewahrt, denn die Mühle war eine Schankwirtschaft, wo man kalte Brotzeiten zu Brezen und Bier bekommen konnte. Am Ende des Angers war auch ein Schießstand für die Zielscheiben aufgebaut. Anschließend an den Anger mit Sommerkeller waren ein paar Wiesen, die dann in den Bergwald übergingen.

Aus diesem Bergwald kamen im Spätherbst die Hirsche zum Äsen nachts bis vor unsere Fenster. Natürlich haben wir sie in der Brunftzeit geärgert und angelockt, indem wir in der hohlen Hand den Brunftschrei nachahmten. In diesem Zusammenhang sei gesagt, daß es im Eschenlöher Revier eine sehr gute Hochgebirgs-Hochwild- und auch eine Niederwild-Moosjagd gab. Einen Teil der Gemeindejagd hat damals der Staatssekretär Kühlmann (er hat sich später in Ohlstadt eingekauft) für wie es hieß 12 000 Mark gepachtet. Er hat zur Hirsch- oder Gamsjagd mit seinem Gefolge bei uns in der Mühle ein paar Zimmer bewohnt. Wenn der hohe Herr da war, gab es auch für uns Wildbret. Die Bäuerin machte es gedünstet, und es schmeckte erstklassig, wenn wir Männer durchgefroren mit dem Fuhrwerk zur Brotzeit heimkamen. Anschließend, wenn die Stallarbeit getan war, gab es den obligatorischen Kaffee mit Nudeln.

So kam der Winter 1912 herbei – nebenbei gesagt gab es damals viel härtere und zusammenhängend kältere Winter als heutzutage.

Wir mußten in dem Winter so 2000 Festmeter Langholz vom sogenannten Schustergassenwald in der Nähe vom Gut Buchwies bei Oberau abfahren. Der Bauer hatte dieses Fuhrwerk von seinen Brüdern im Sägewerk im Akkord übernommen. Als es schon im Dezember geschneit hatte und eine ziemliche Kälte herrschte, mußte erst einmal am Mühlbach entlang (er entspringt bei den sieben Quellen) durch das im Sommer nicht begehbare Moos ein Weg durch den Schnee getrampelt werden. Es waren dazu etliche Männer nötig, weil man jeweils zu zweit nebeneinander durch den Sumpf waten und den Schnee antreten mußte. Man hieß das Moosrühren. Nach ein paar kalten Nächten und weil wegen der hohen Berge den ganzen Tag keine Sonne hinkam, war diese ausgetretene Gasse soweit gefroren, daß man mit einem leichten Ochsenge-spann mit dem Schlitten hin- und herfahren konnte. Später in den nächsten Tagen konnten wir es auch mit den schweren Ochsenge-spannen oder Pferdewagen wagen. Aber wenn da ein Pferd oder ein Ochse neben der Bahn in den tiefen Schnee trat, ging es gleich durch in den Sumpf. Da paßten die Tiere schon selber auf. Dann ging es los – erst mal jeden Tag um zwei Uhr in der Früh aus den Federn, nicht ganz angenehm für mich.

Einmal kam ich nach dem Wecken, das der Bauer besorgte, nicht gleich raus. Flugs kam der Knecht, der »Kraner Hans« aus dem Stall rauf in meine Kammer, hob die Bettdecke hoch und schüttete mir eine Schüssel Wasser, die im Zimmer stand, kurzerhand ins Bett – eine ziemlich rauhe Methode, einen jungen, schläfrigen Burschen auf Trab zu bringen. Dann mußte ich in den Stall runter, die Pferde und Ochsen misten. In der Zwischenzeit fütterte der Knecht die Zugtiere und putzte auch die Pferde. Auch der Bauer war aufgestanden, und die »Roana Nanni«, ein Jahr jünger als ich, kochte in der Küche den Kaffee. Punkt vier Uhr wurde eingespannt. Dazu war schon elektrisches Licht vor dem Stall. Die schweren Ochsen kamen ins ganze Joch und an den schweren Baumschlitten mit dem sogenannten Starzer*. Auch die Pferde wurden so eingespannt, und

ab ging die Post. Das erste Fuhrwerk war mit einer Stallaterne ausgerüstet, denn die brauchte man, um in der Finsternis die ersten zwei Fuhren aufzuladen. Dann wurde das Holz den Berg herunter geschleift, bis das Gelände eben war. Da wurde die ganze Fuhre in einer scharfen Kurve auf einen Ganterbaum gefahren und mit dem kleinen Ende der Stämme auf den Starzer herübergeschoben mit den Griffstangen. Da hieß es für mich, kräftig drunterstehen unter so einem Griff. Einmal hat es mich fast in den Boden gedrückt, da schrie mich der Knecht grob an: »Du Lausbub, hast du schon wieder gewichst!«

Ich wußte aber damals noch nicht, was er damit meinte. Als die beiden Fuhren auf den Starzern waren – so schnell kann ich gar nicht schreiben, wie es damals gehen mußte – ging es weiter. Der Bauer fuhr das erste Fuhrwerk mit den Pferden. Der Knecht mit den Jochen hinterher. Zugleich mußte er den Bauern starzern, während ich dem Knecht starzern mußte. Eine gute halbe Stunde durch das Moos zum Ganterplatz, dadurch war der Weg kürzer, mit der ganzen Fuhre im Trab über die hergerichteten Ganterbäume, schnell die Ketten und Haken ausgeschlagen und zurück für die zweite Fuhre am Vormittag. Zum Essen und Füttern heim, am Nachmittag auch wieder zwei Fuhren. Und so ging es den ganzen Winter, gute drei Monate lang, bis im März die Bahnen aufgetaut waren. 2000 Kubikmeter sind eine ganze Menge Holz, und das mit zweieinhalb Männern und zwei Gespannen. Wenn das keine Leistung ist! Ich bin jeden Tag die Treppe auf allen Vieren hochgekrochen und buchstäblich ins Bett gefallen. Auch wenn sich das heute vielleicht keiner mehr vorstellen kann; das Bett stand am offenen Fenster, und es ist manchmal vorgekommen, daß es auf die Bettdecke schneite.

Aber trotz der schweren Arbeit bin ich gerne dort gewesen, weil die Behandlung, wenn man vom Knecht absieht, durch den Bauern und die Bäuerin, wir mußten sie beide beim Vornamen nennen, Hansjörgl und Agathe, ordentlich war. Auch sonst war das Arbeitsklima gut.

Im Frühjahr 1913 war für ein paar Wochen zur Bretterübernahme und zum Sortieren ein Vertreter der Holzgroßhandlung

Klöpfer und Könninger im Sägewerk. Er wohnte bei uns und hieß Maier. Mein Bauer und sein jüngerer Bruder Wastl, der Sägewerksbesitzer, und Herr Maier saßen dann abends beim Bier in der Küche und haben dabei Schafkopf gespielt. Zur damaligen Zeit war das Augustiner Bier das beliebteste. Die kleinen Landbrauereien sind nach und nach ausgeschaltet worden. Da sie nicht immer einen vierten Mann hatten, haben sie es mit unserem Knecht, dem Hans, probiert. Der konnte wohl watten*, aber das etwas schwerere Schafkopfspiel (es kam damals erst in Mode und wurde nur von der Prominenz gespielt) ging nicht in seinen Kopf. Also haben sie mir das Schafkopfspiel beigebracht. Ich habe es schnell begriffen, und die hatten mit mir einen festen Partner. Es wurde damals nicht so rauh, so teuer wie heute, gespielt.

Ein Jahr später war ich dann erster Knecht – mit 17 Jahren. Daraufhin gab mir der Bauer den Lohn in die Hand, nicht mehr meinem Vater. Es waren fünf Mark wöchentlich.

Durch meinen Lehrmeister bin ich ein guter Mäher geworden. Das Grummet wurde meistens, der Ergiebigkeit halber, mit der Sense gemäht. Der Knecht voraus, ich hinterher und anschließend der Bauer. Ich war dank der guten Kost ein zäher Bursche geworden. Nun, der Bauer war ein guter Mäher. Der Knecht hatte Schwierigkeiten, vorne wegzukommen. Wenn er auch vor Wut schäumte, er traute sich nicht, mich zusammenzustauchen, weil der Bauer dabei war. Er fürchtete ihn. Im Spätherbst hörte dieser Knecht dann auf, und ich kam an seine Stelle. Nun kommt ein einschneidendes Ereignis auf mich zu:

In der Nähe vom Wengerer Hof hatte der Bauer ein Waldteil. Wir hatten dort im Frühjahr einige größere Bäume geschlagen und auch im Laufe des Jahres viel Brennholz gemacht. Diese Stämme waren zum Abtransport mit dem Baumwagen und Starzer an den Abfuhrplatz gebracht und aufgegantert worden. Am 23. November 1913 waren der Bauer und ich mit dem Baumwagen und Pferdegespannen an den Lagerplatz gefahren. Der vordere Wagen war aufgestellt, ebenso der hintere Teil, der sogenannte Starzer. Den brauchte man, weil die Stämme, sogenannte 80er, 24 Meter lang waren. Vorne hatten wir schon vier Stück von den Kolossen auf dem Wa-

gen. Nun kamen die kleineren Enden dran, immerhin so 20 Zentimeter Kopfende, um sie auf den Starzer zu bringen. Es war ein sogenanntes Aufreitholz angelegt. Um zwei der am Boden liegenden Stämme wurde eine Kette gelegt, und die zwei Stämme sollten vom Bauern mit einem Gaul auf den Wagen gezogen werden. Ich ging hinter den zwei Stämmen her, um die Kette wieder zurückzuholen, sobald die Stämme auf dem Starzer lagen. Ich wollte die anderen zwei am Boden liegenden Stämme dann anketten. Aber dazu kam es leider nicht mehr, denn ehe die zwei ersten Stämme über das Aufreitholz gezogen waren, brach die Kette, und die Stämme sausten auf dem glatten, reifigen Holz wieder zurück und rissen mich an den Füßen mit. Ich kam zu Fall, und als die Bäume ruhig lagen, sah es böse aus. Der rechte Schuh lag auf den Stämmen, das linke Bein auf dem rechten Bein und auf dem linken Schienbein die zwei heruntergerutschten Stämme. Auf der anderen Seite stand der linke Fuß mit dem Schuh in die Höhe. Ich war eingeklemmt. Der Bauer schrie gleich herüber: »Hat es dir was getan?«

Ich sagte: »Ich weiß es nicht, die Bäume liegen auf meinen Haxen!«

Er kam gleich rüber, denn er war ja mit dem Gaul auf der anderen Seite des Wagens. Er wollte mit einem Griff die beiden Bäume hochheben, doch es gelang ihm erst nach mehreren Versuchen, die beiden Stämme gleichzeitig auf den Griff zu bekommen. Als das endlich gelungen war und ich die Füße rausziehen konnte, merkte ich gleich an den Schmerzen, daß der Fuß gebrochen war. Ich hatte auch, als die Stämme runterfielen, ein Knacken gehört, gerade als wenn man einen dünnen Ahornprügel abtritt. Aber gespürt habe ich weiter nichts, erst als ich den Fuß zum Herausziehen bewegte. Ich sagte: »Ich glaube, der ist ab!«

Der Bauer versuchte, mich rauszuziehen, was endlich nach mehreren Versuchen gelang. Er mußte gleichzeitig auch die zwei Stämme, die auf dem Fuß lagen, dauernd mit dem Griff hochhalten, um mich rauszubringen. Endlich lag ich da, und der Fuß mit dem Schuh ist auf die Seite gefallen. Da war es gewiß, daß er abgeschlagen war.

Die Schmerzen wurden auch immer stärker. Der Bauer hat mich mit einer Roßdecke zugedeckt, denn ich fing an, mit den Zähnen zu klappern. Ob vor Angst, oder weil es mir zu kalt wurde, weiß ich nicht. Er ist heim, eine knappe halbe Stunde war es nur, die er zu gehen hatte. Die Pferde blieben stehen, wo sie waren. Er hat Leute geholt, welche mich auf einer Trage, mit der man im Moos die Streu zusammenträgt, in ein paar Betten eingepackt, heimgetragen haben. Da lag ich nun im Hof und wurde hauptsächlich vom Bauern bedauert. Ich mußte warten, bis der Einspanner fertig war, um mich ins Krankenhaus nach Murnau zu bringen. Von Zeit zu Zeit bekam ich einen Schluck Schnaps, und man fragte mich, ob mir noch nicht schlecht ist. Der Einspanner war fertig, und ich wurde in Betten gepackt und darauf gelegt. Um meinen Fuß hineinzu bringen, welcher noch in dem Schuh steckte, wurde der Sitz abgeschraubt und mußte danach wieder angeschraubt werden. Ein Gaul wurde eingespannt, und der »Heisl Benedikt«, ein alter Fuhrmann, kutscherte mich nach Murnau. Als der Einspanner das Bahngleis überquert hatte, wollte der Gaul mit dem Wagerl wieder umkehren. Der Fuhrmann, ein älterer Mann, hatte Mühe, den Gaul davon abzuhalten. Aber es ging dann doch gut bis Murnau. Bloß auf der Straße (sie war damals noch nicht geteert) hat es mich tüchtig durchgebeutelt, wenn wieder einmal eine frisch geschotterte Stelle kam. Alle Augenblicke fragte er mich: »Ist es dir noch nicht schlecht?« Ich habe mich dann mit einem Schluck aus der Schnapsflasche gestärkt, die sie dem Fuhrmann für mich mitgegeben hatten.

Im alten Krankenhaus in Murnau sind wir aber soweit gut angekommen. Da kam gleich der Hausknecht und ein paar Ordensschwestern. Der Hausknecht stieg in den Wagen, packte mich unter den Armen, riß mich hoch und wollte mich rausziehen. Ich habe einen Schrei getan, weil sich der Fuß am Sitz festgeklemmt hat. Die Schwestern haben ihn dann geschimpft und den Fuß behutsam unter dem Sitz durchgebracht. Sie haben mich dann auf ein Viererzimmer getragen, den Schuh ausgezogen, und als der Arzt, Hofrat Dr. Asam, kam, wurde erst mal der Fuß an der Bruchstelle wieder eingerichtet. Es war ein komplizierter Bruch beider linker Unter-

schenkelknochen. Zu diesem Zweck wurde ich oben an der Bettstelle mit einem Tuch, unter dem Arm durchgehend, festgebunden. Eine Schwester zog am unteren Ende des Bettes den kaputten, mit einem Tuch umwickelten Fuß leicht an, während der Arzt die Splitter des Knochens wieder an die richtige Stelle drückte. Der Fuß wies überhaupt keine äußeren Verletzungen auf, nicht einmal die Haut war abgeschürft. Er wurde dann in eine Blechschiene, die mit Watte ausgelegt war, hineingelegt. Für die Ferse war im Blech ein Loch ausgeschnitten. Gegen das Umkippen war der Vorderfuß mit einer Querschiene gesichert. Das Ganze wurde mit einer Trikotbinde fest umwickelt, und fertig war die Prozedur. Ich mußte dann allerdings Tag und Nacht auf dem Rücken liegen, woran man sich auch erst gewöhnen mußte.

Bald zwölf Tage mußte ich die Schiene am Fuß lassen, weil der Fuß an der Bruchstelle immer noch geschwollen war. Es konnte deshalb kein Gipsverband angelegt werden. Außerdem hatte ich einen sehr unruhigen Schlaf, und die Bruchstelle mußte deshalb jeden Tag neu eingerichtet werden. Der Arzt sagte: »Der Roith ist halt ein unruhiger Geist«, weil er dauernd alles wieder neu einrichten mußte. Ich sagte zwar, es täte nicht weh, aber manchmal tat es dies doch. Ich gab es nicht zu und verbiß es. Bei dem Arzt und den Schwestern habe ich immer wieder über das Fersenbrennen geklagt. Aber das wurde abgetan mit den Worten: »Das haben alle!«

Sie haben mich dann noch fester in die Schiene gebunden, um nicht immer den Fuß neu einrichten zu müssen und noch mehr Arbeit durch mich zu haben.

Endlich nach 14 Tagen bekam ich einen Gipsverband. Aber weil der Fuß immer noch leicht geschwollen war, hat der Arzt beim ersten Mal eine neue Gipsschiene angelegt. Es wurde nicht der ganze Fuß eingegipst, sondern schienenartig über Fuß und Ferse rechts und links die Gipsbinden angelegt und abschließend wieder mit Trikotbinden umwickelt. Als der Arzt nach etlichen Tagen wieder nachschaute, war die Schwellung zurückgegangen. Es wurde die Gipsschiene aufgebunden, beiseite gebogen und um das Bein etwas Watte gelegt. Die Schmerzen an der Ferse hörten nicht auf. An der Stelle, wo das

Blech ausgeschnitten war, hat die Ferse gescheuert, und es hat sich eine Blutblase gebildet. An der Stelle war der Gips direkt auf der Haut. Ich habe daran rumgekratzt. Die Blutblase war schon gestockt und hat gejuckt. Hinterher hatte ich ein großes Loch in der Ferse, etwa zwei Zentimeter tief. Diese mußte ich später noch lange mit Salbe behandeln, weil ich in keinen Schuh mehr hineingekommen bin. Es war also aus purer Nachlässigkeit von den Schwestern passiert.

Im Krankenhaus hat man mir Filzlatschen gegeben. Von diesen bekam ich zu allem Unglück auch noch Schweißfüße. Ich hatte den ganzen Sommer damit zu tun, um die unangenehme Sache wieder los zu werden. Ich wusch dann meine Füße dauernd im Mühlbach.

Ehe ich mit Krücken gehen konnte, wollte mich die Schwester Lucensia, ein Koloß von zwei Zentnern, zum Beichten in den ersten Stock tragen. Sie hatte mich einfach, weil ich gesagt habe, ich kann nicht gehen, auf den Arm genommen und war schon mit mir auf der Treppe. Ich wehrte mich ganz energisch, denn ich lasse mich doch nicht zum Beichten zwingen. Sie hat mich dann wieder in mein Bett zurückgebracht, aber von da weg bin ich nicht mehr aufgefordert worden zum Beichten.

Erst ließen sie mich liegen, ohne was zu tun gegen mein Fersenbrennen, und dann sollte ich auch noch zum Beichten gehen, beziehungsweise geschleppt werden! Das ging gegen meinen gesunden Menschenverstand. Ich muß noch erwähnen, daß es sonst ganz gemütlich war im Krankenhaus. Ein paar Patienten von einem anderen Zimmer haben erfahren, daß ich schafkopfen kann. Die haben dann einen Tisch und ein paar Stühle an mein Bett gerückt, und ein zünftiger Schafkopf wurde geschoben, denn es war ja Winter, und man konnte sowieso nicht ins Freie. Einer von den Schafkopfabrüdern war ein Schnupfer (echter Schmalzler). Dabei habe ich das Schnupfen auch gelernt und ab und zu eine Prise genommen. Er war ein netter, immer gut aufgelegter, älterer Mann und hatte ein Glasröhrchen im Knie, damit der Eiter abfließen konnte. Den Fuß haben sie ihm aber doch abnehmen müssen.

Kurz und gut, einmal hat mich der Bauer besucht. Da rückt meine Entlassung nach elf Tagen schon heran. Ich mußte aber

wegen dem Loch in der Ferse noch ein paar Wochen krank feiern, weil ich in keinen Schuh paßte.

Schließlich konnte ich endlich wieder arbeiten. Ich ging zum Putzen von gefälltten Bäumen in einen Bergwald zum Schellenberg. Dorthin mußst ich alleine gehen, ungefähr eine gute Wegstunde. Alleine ist es immer gefährlich, im Bergwald zu arbeiten, wie man gleich sehen wird. Ich arbeitete mit der Axt an einer am Boden liegenden Fichte, als mir die Axt beim Ausholen in einem Buchenast über mir hängen blieb. Die Axt glitt am Fichtenstamm ab und fuhr mir ins linke Knie. Anstatt heimzugehen, habe ich mir das Knie verbunden, Mittag gemacht und weitergearbeitet. Der Nachhauseweg war dann doch beschwerlich, ich nahm einen Ast als Stütze und quälte mich über den Abhang zur Straße. Inzwischen war es schon Nacht geworden, und der Bauer kam mir mit einigen Männern und einer Laterne entgegen. Sie hatten mich schon gesucht. Etwa um neun Uhr abends haben sie mich dann gefunden. Der Bauer schimpfte mit mir und machte mir einen notdürftigen Verband. Am anderen Tag mußte ich dann nach Garmisch ins Krankenhaus.

Aber als die Heuarbeit begann, glaubte ich wohl, es ginge nicht ohne mich, und ich ließ mich nicht mehr im Krankenhaus halten. Zu Hause gab es Arbeit für mich in Hülle und Fülle mit dem Fuhrwerk, obwohl die Wunde noch nicht ausgeheilt und noch geklammert war. Auch der Verband darüber war hinderlich bei jeder Arbeit. Mein Dienstfeifer wurde mir ein paar Monate später schlecht gelohnt, wie man sehen wird.

Der Bauer fuhr nicht nur Holz, sondern auch Kies und Sand zu verschiedenen Neubauten und auch zum Betonieren beim Schulneubau in Eschenlohe. Ich mußte dann den ganzen Tag mit der Schaufel Kies aufladen. Mit dem Sand war es das gleiche, der mußte aber erst noch durch das Sieb geworfen werden, und nebenbei mußte ich wieder eine Fuhre mit einem Kubikmeter aufladen. Das war in fünf Minuten geschehen, dann wieder Sand durchs Gitter werfen. So ging es tagelang. Der Bauer bekam damals für den Kubikmeter angelieferten Sand drei Mark zwanzig bis drei Mark fünfzig, für den Kies ei-

ne Mark fünfzig bis eine Mark achtzig. Manchmal brachten wir es auf acht bis zehn Fuhren am Tag. Für den Bauern war das eine gute Einnahme zur damaligen Zeit, für mich 17jährigen eine Schinderei.

Wir hatten auch eine sehr gute Milchkuh. Die gab, wenn sie gekalbt hatte, pro Tag 28 Liter Milch. Wenn ich die mit den anderen Kühen auf der Weide hüten mußte, lief das Luder von den anderen weg und schwamm durch die Loisach. Drüben lief sie ein Stück abwärts und schwamm wieder zurück, lief über die Weide zwischen Mühlbach und Loisach, schwamm noch durch den kalten Mühlbach und lief heim in den Stall. Ich konnte sie nicht aufhalten, weil ich immer auf die anderen Kühe aufpassen mußte, daß mir die nicht ausrissen. Das Luder von einer Kuh mußte dann immer im Stall bleiben und durfte nicht mehr mit den anderen auf die Weide, weil man Angst hatte, sie würde krank, wenn sie immer durch das kalte Wasser schwimmt. Man wollte von der Kuh wegen der guten Milch Nachwuchs haben, aber das eigensinnige Luder tat uns diesen Gefallen nicht. Sie brachte immer nur Stiere zur Welt.

Nun kommt wieder ein Ereignis an die Reihe. Wie gesagt, der Bauer hatte drei Gemeinderechte. Wir hatten von den drei Losen zufällig zwei nebeneinander bekommen. Der »Reschen Sepp«, die Dirn und ich wurden zum Köchel* zum Mähen geschickt. Auch die anderen Eschenloher taten neben uns das gleiche. Es war bekannt, daß die drei Brüder Huber in jungen Jahren in Eschenlohe die besten Mäher waren. Von den dreien war der Bauer, bei dem ich arbeitete, wieder der beste. Er erzählte uns öfter, daß er einen Köchel bis zu den Erlen und Weiden am Ramsachufer abgemäht hat bis zum Mittag.

Ich wollte es nun auch wissen. Da wir nun zwei Teile nebeneinander hatten, konnte mein Versuch starten. Ich fragte ihn, ehe wir drei abmarschierten, wie lange ich für einen Lus brauchen dürfte. Er sagte, ein guter Mäher macht dies bis vier Uhr nachmittags. Wir haben dann die Grenzen ausgezogen mit der Sense. Punkt sieben Uhr haben wir angefangen, jeder mit seinem Lus. Die Dirn mußte hintennach rechnen.

Es würde in Doppelmahden gemäht, das heißt zwei Mahden gegeneinander. Ich hatte schon sicherheitshalber zwei

Sensen mitgenommen, wenn eine kaputt ging bei der hohen Beanspruchung. Mit jedem Sensenstreich fiel ungefähr ein halber Meter. Ich kam mit Nachgehen kaum mehr mit. Die anderen Mäher blieben zum Teil links und rechts stehen und schauten zu. Sie sagten der »groß Sepp« (So hieß ich damals. Der andere Knecht hieß auch Sepp, er war der »kloa Sepp«). So ging es den ganzen Vormittag ohne Pause. Die Dirn, die rechte, kam auch überhaupt nicht mehr nach, weil bei dem großen Einschlag von jedesmal nahezu einem halben Meter viel Streu über die Sense gefallen und liegengeblieben ist, was gerecht werden mußte. Um zwölf Uhr war ich mit dem ganzen Köchel fertig. Es war dies eine Fläche von ungefähr zwei Tagwerk, also 6700 Quadratmeter. Noch heute, mit bald 75 Jahren, wenn ich nach Eschenlohe komme, erinnern sich die alten daran. Es war damals Tagesgespräch in den Wirtschaften, daß der »groß Sepp« mit seinen 17 1/2 Jahren bis Mittag einen ganzen Köchel gemäht hat. Es haben seither viele gute Mäher probiert, diese Leistung fertigzubringen, aber es ist noch keinem gelungen, einen Köchel-Lus in fünf Stunden abzumähen. Einen großen Dank hatte ich damals nicht, höchstens eine Maß Bier.

Nun kommt was anderes. Eine Maß Bier habe ich mir damals auf eine leichtere aber originellere Art verdient. Etliche Arbeiter von der Säge und ich saßen spät nach Feierabend noch in der Küche und spielten Karten (Watten). Auf dem Küchenherd stand ein Hafen mit Leinsamenbrei zum Tränken der Kälber. Aus dem Backofen am Herd kam immer eine Maus und naschte an dem Leinsamenbrei. Ich ging leise hin und wartete, bis das Vieh wieder auf dem Brei saß und tupfte sie mit der Hand schnell in den heißen Brei. Gleich hatte ich sie gepackt, hielt sie hoch und sagte: »Muß ich dir den Kopf abbeißen?« Ich wollte bloß Spaß machen, aber einer von den Arbeitern schrie: »Eine Maß zahl ich dir!« Ich – nicht faul – und schwupp, war der Kopf von der Maus weg. Als ich ihn ausspuckte, hat die Kellnerin aufgeschrien und ist rausgerannt. Ihr ist schlecht geworden und einem von den Wattern auch. »Jetzt darfst aber von unserer Maß nimmer trinken!«, sagten die anderen, aber ich hatte mir ja eine extra Maß verdient.

Daß die Madl keine Lust hatten, mit mir lang aufgeschossenem, roßmuckigem* Kerl anzubandeln, war wohl zu verstehen. Damals vor dem Ersten Weltkrieg waren die Burschen in der Überzahl, und noch lange nicht jeder Bursche bekam ein Madel, ganz abgesehen davon, daß ich mit meinen 17 Jahren sowieso kein Verlangen nach einem Madel verspürte. Und bei der schweren Arbeit, die ich hatte, verging mir sowieso der Übermut. Auf einmal ritt mich aber doch der Teufel. Es war an einem Sonntagabend. Ich muß wohl ein bißchen zuviel Bier erwischt haben (das Bier war damals gut, und die Maß kostete nur 20 Pfennig). An diesem Abend ging ich in die Dirnenkammer. Die lag gleich neben der unseren. Ich stellte mich an der Dirn ihr Bett (die Nanni war noch nicht da und der »kloa Sepp« auch noch nicht) und sagte: »Marie, darf ich heit bei dir schlaf'n?«

Vielleicht hätte ich es anders anpacken sollen, ich hatte ja noch keine Ahnung. Sie wies mich nicht gerade grob ab und meinte: »Wenn die Nanni kommt!«

Ich zuckelte ab und meinte, hiermit sei die Sache erledigt. Am nächsten Tag mußte ich früh ins Holz gehen. Als ich abends heimkam und mich zur Brotzeit an den Tisch setzte, ulkte jemand: »Marie, darf ich bei dir schlaf'n?« Ich habe mich sehr geschämt und heimlich geärgert, daß der Maulaff* von Dirn dies ausgeplaudert hat, um mich lächerlich zu machen. Die Bäuerin, die gute Haut, war auch erbost, daß mich die Dirn mit Absicht lächerlich gemacht hat. Ich habe das kleine Abenteuer nicht gleich vergessen und habe der Dirn beim Heuaufladen im Sommer ganz schön große Gabeln voll Heu auf den Wagen gepackt, daß sie mit dem Fassen gar nicht mehr mitgekommen ist. Was zu sagen hat sie sich aber nicht getraut. Ich war auf lange Zeit auf die Weiber insgesamt schlecht zu sprechen, obwohl ich bestimmt bei mancher gut angekommen wäre. Heute kann ich sagen, daß dies für mich kein Schaden gewesen ist.

Der Sommer und der Herbst waren vorüber. Es war Kirchweih. Der Krieg war schon in vollem Gange. Nebenbei bemerkt, ich wollte mich damals zur Kavallerie melden, aber

mein Vater und der Bauer haben es nicht erlaubt, weil ich noch bei der Arbeit gebraucht wurde. Wenn ich im August schon gewußt hätte, was mir Ende Oktober blüht, hätte ich mich nicht abhalten lassen. Kirchweih war vorüber, es gab keine größeren Arbeiten für den Winter, und da langt ein Knecht auch.

Der Bauer kündigte mir auf 14 Tage. Ich, eigensinnig wie ich war, pochte auf meine Leistungen und sagte zu ihm, ob das der Dank sei für das drei Jahre lange Schuften bei ihm und daß ich gleich gehe. Da wurde er wütend, weil ich so frech war, und schlug mich im Roßstall dermaßen, daß mir das Blut aus Maul und Nase quoll. Die Bäuerin kam daher und schrie ihn an: »Hör auf, wenn er dich anzeigt!«

Er beruhigte sich dann, ich wusch mir das Blut aus dem Gesicht und ging flennend in meine Kammer, um meine Sachen zu packen. Ich hatte ja nur einen circa eineinhalb Meter langen Koffer, keinen Kasten oder sonst was Sperriges. Er kam dann rauf in meine Kammer und sagte, wenn ich meine Kündigung nicht einhalten würde, müßte er meine Sachen dabehalten. Ich sagte gar nichts, zog mich an und ging weg. Erst ging ich zu meinem Vater nach Hagen.

Ich fragte in den nächsten Tagen bei mehreren Bauern um Arbeit nach. Aber wer stellt schon im Winter und mitten im Krieg einen Knecht ein! Durch den Vater, der in Schwaiganger im Sommer im Akkord mähte und im Winter holzte, erfuhr ich, daß im Remonten-Depot junge Burschen als Fohlenwärter eingestellt würden. Die Arbeit machten sonst in Friedenszeiten gediente Kavalleristen im dritten Dienstjahr. Aber jetzt waren sie alle im Krieg, und deswegen brauchte man junge Leute, die mit Pferden umgehen können und Courage haben. Ich ging also zum Bauern in Eschenlohe und holte meine Sachen. Er hatte sich inzwischen wieder beruhigt und legte mir nichts mehr in den Weg. Er lieh mir sogar einen Schubkarren, daß ich meine wenigen Habseligkeiten nach Weghaus schieben konnte, von wo sie vom Knecht zu meinem neuen Wirkungskreis gefahren wurden.

Es sei noch erwähnt, daß ich zum Vertrauensarzt bestellt wurde, bevor ich nach Schwaiganger kam, wegen der Folgen

meines damaligen Beinbruches. Dabei wurde mir wegen Erwerbsminderung eine vorläufige monatliche Unfallrente zugesichert, die ich aber im Krieg wieder verlor, weil sie niemals abgeholt wurde. Bei der Wiedereingabe nach dem Krieg wurde sie abgelehnt. Für mich war das Kapitel Mühle in Eschenlohe abgeschlossen, wenn auch auf dramatische Weise, aber vergessen tut man sowas so leicht nicht.

SCHWAIGANGER

Nun fing ich meine Tätigkeit als Remontenwärter an. Mein Bruder Wastl war zu der Zeit auch schon hier tätig als Pferdefuhrknecht, während mein Vater, wie schon erwähnt, in den Nebenschwaigen arbeitete. In Schwaiganger gab es damals 500 bis 600 Pferde, mit den Nebenschwaigen ungefähr 1000 Stück. Zwischendrin wurden welche in den Heeresdienst entlassen, es kamen aber immer wieder neue junge Pferde nach. Ich kam in den Stall Eins mit dem Sohn des Futtermeisters, dem Toni Schwall. Wir hatten zwei Abteilungen mit je 30 bis 35 Remonten zu betreuen, es waren dies vier- bis fünfjährige Hannoveraner und Ostpreußen. Es waren auch schon Ungarnrösser als Beutepferde vom Kriegsanfang dabei.

Einer von den Gäulen war ein besonderes Luder. Man konnte sich nicht genug vor ihm in Acht nehmen, um nicht gebissen oder getreten zu werden. Wenn man in seine Nähe kam, legte er schon die Ohren an, und man wußte Bescheid.

Die Pferde liefen in der Stallabteilung und im Freien auf dem Tummelplatz ohne Halfter oder Halsriemen herum. In einem Stall waren zwei Abteilungen mit so zwölf bis fünfzehn Meter Länge und acht bis zehn Meter Breite. Der Barren zur Aufnahme des Futters war an einer Längs- und einer Breitseite angebracht, die Trunktröge und noch ein kurzer Futterbarren waren an der anderen Längsseite. Das Futter, Häcksel und Hafer, wurde feucht angemacht, kunstvoll in einer Blechwanne aufgebaut in den Stall gebracht und im Laufschrift auf die ganze Länge des Barrens verteilt. Dabei hielt ein Knecht mit einem Stock die frei herumlaufenden Tiere vom Barren weg. Geputzt wurden sie meistens mit der Wurzelbürste, manchmal

auch mit dem Striegel an jeder beliebigen Stelle im Stall und auf den Tummelplätzen. Meistens blieben sie bei der Prozedur auch ruhig stehen, und wollte ausnahmsweise einer nicht zum Putzen ruhig stehenbleiben, so wurde halt ein Halfter und Strick zu Hilfe genommen und das Pferd angebunden, was aber selten der Fall war.

Wenn die riesigen Ställe zweimal im Jahr ausgemistet wurden, lag der festgetrampelte Mist über einen halben Meter hoch. Der Mist konnte dann von den Bauern fuhrweise gekauft werden. Eine Leiterwagen-Fuhre mit Aufsatzbrettern kostete drei Mark. Mein Bauer in Ohlstadt ist da oft mit seinem Dungwagen und hohen Kipfen* und auf jeder Seite drei Aufsatzbrettern hingefahren. Der Mist wurde dann von Tagelöhnern aufgeladen. Die Ochsen konnten die schwere Fuhre kaum aus dem Stall bringen.

Für die Landwirtschaft war ein sogenannter Baumeister da. Wir hatten dort zwölf bis fünfzehn Ochsespanne und drei bis fünf Pferdegespanne mit den dazugehörigen Pferde- und Ochsenknechten und Tagelöhnern und -löhnerinnen – eine Menge Leute. Die zwei Futtermeister waren verheiratet und wohnten in Schwaiganger, wir ledigen Remontenwärter wohnten in einem Haus in Gemeinschaft. Über uns hatte der eine Futtermeister, ein ehemaliger Kavallerist, seine Wohnung. Die Ochsenknechte, zu denen ich ein Jahr später auch gehörte, wohnten in einem anderen Saal. Gegessen wurde in einem Raum mit eigener Küche, von zwei Köchinnen betreut. Es gab viel Arbeit. Wenn der Hafer angefahren wurde, mußten wir 17- bis 18jährigen Burschen die schweren Hafersäcke, so zwei bis zweieinhalb Zentner, vom Wagen in den Futterraum tragen und in die Haferkiste schütten. Das Häcksel kam vom Heuboden durch eine Röhre.

Zu unseren Aufgaben gehörte es auch, wenn alle acht Wochen den Remonten reihum die unbeschlagenen Hufe ausgeschnitten werden mußten, unter Aufsicht des jeweiligen Futtermeisters denen die Füße hochzuheben und festzuhalten. Es war dies manchmal recht schwierig. Wenn so ein Hengst sich nicht halten lassen wollte, da wurde manch einer von uns weggeschleudert, und meistens half dann nur noch die Bremse. Sie